Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 5. 6. 1938 | Nr. 23

Jean Paul:

Pfingstgedanken.

Der größte Gedanke des Menschen.

Die Erde ist groß — aber das Herz, das auf ihr ruht, ist noch größer als die Erde, und größer als die Sonne ... Denn es allein denkt den größten Gedanken. —

Wir knien hier auf dieser kleinen Erde vor der Unendlichkeit, vor der unermeßlichen über uns schwebenden Welt, vor dem leuchtenden Umkreis des Raums. Erhebe deinen Geist und denke, was ich sehe. Du hörst den Sturmwind, der die Wolken um die Erde treibt — aber du hörst den Sturmwind nicht, der die Erden um die Sonne treibt, und den größten nicht, der hinter den Sonnen weht und sie um ein verhülltes All führt, das mit Sonnenflammen im Abgrund liegt.

Erhebe deinen Geist und fasse den größten Gedanken des Menschen! Da wo die Ewigkeit ist, da wo die Unermeßlichkeit ist und wo die Nacht anfängt, da breitet ein unendlicher Geist seine Arme aus und legt sie um das große fallende Welten-All, und trägt es und wärmt es. Ich und du, und alle Menschen, und alle Engel und alle Würmchen ruhen an seiner Brust, und das brausende schlagende Welten- und Sonnenmeer ist ein einziges Kind in seinem Arm. Er siehet durch das Meer hindurch, worin Korallenbäume voll Erden schwanken, und sieht an der kleinsten Koralle das Würmchen kleben, das ich bin, und er gibt dem Würmchen den nächsten Tropfen, und ein seliges Herz, und eine Zukunft, und ein Auge bis zu ihm hinauf. Alles Unendliche und Unbegreifliche im Menschen ist sein Widerschein; aber weiter denke dein Schauder nicht. Die Schöpfung hängt als Schleier, der aus Sonnen und Geistern gewebt ist, über dem Unendlichen, und die Ewigkeiten gehen vor dem Schleier vorbei, und ziehen ihn nicht weg von dem Glanze, den er verhüllet.

Das letzte Geheimnis.

Den obersten Geist vor Gott fragt seit Jahrtausenden ein unterer Geist der Erde: was ist zu tun? Der oberste Geist antwortet: es ist noch nichts getan. Aber der Unendliche schweigt; er hat sich längst seiner Welt erbarmt, aber die Geister wissen nicht wie.

Die Pfingstpredigt.

Heitere Anekdote von Kurt Jung.

Über den taufrischen Waldweg, der von Hottenbach nach dem Kirchdorf Rhaunen führt, trabte an dem lieblichen Pfingstmorgen des Jahres 1801 ein vornehm gekleideter Reiter. Er trug enganliegende Tuchhosen und niedrige Lackstiefel. Sein langer violetter Rock aus flandrischem Samt war bis zum Halse zugeknöpft. Da die Wärme sich schon im Schatten der Bäume bemerkbar machte, wischte sich der junge Reiter mit einem Tüchlein über die hohe Stirn, auf der winzige Schweißtröpfchen perlten. Mit dieser Bewegung schien er auch alle unfreundlichen Gedanken verscheucht zu haben, die vorher seinem leidenschaftlichen Gesicht einen düsteren Ausdruck verliehen hatten. War die lachende Morgensonne, war der zartblaue Himmel, der sich schier anmutig auf den trotzigen Idarkopf zu stützen schien, schuld an der aufsteigenden Heiterkeit des Mannes? Oder waren es die duftenden Holunderbüsche, die zwitschernden Finken oder die Nachtigall, die übernächtigt ihre späte Liebesklage schluchzte?

War keine geringe und unbedeutende Persönlichkeit, dieser Reitersmann. Man hieß ihn den Schinderhannes, den leichtfertigsten und schalkhaftesten Räuber seines Jahrhunderts, dessen unrühmlicher Ruhm in den rheinischen Landen groß geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Mittlerweile war Schinderhannes am Ziel seines Rittes angelangt. Aus dem Rhauner Kirchlein drangen Orgeltöne in die Beschaulichkeit des dörflichen Lebens ... Gerade, als Pfarrer Mörschlein mit Mühe die Kanzel erkletterte, um die Pfingstpredigt zu halten, trat der Schinderhannes durch die Kirchentür, ging mit ehrbarem Gesicht durch die Reihen der Gläubigen und setzte sich auf einen freien Platz neben den Gendarm Moulinet, den die Regierung des mächtigen Korsen eigens in den Kanton Rhaunen gesandt hatte, um den Spitzbuben und dessen Bande zu fassen.

Moulinet schlief in der Bank den Schlaf des Gerechten, weil er müde war. Als jedoch der gute Pastor Mörschlein den seltenen und berühmten Kirchgänger erkannte, verlor er den Faden seiner Predigt. Es dauerte lange, bis er ihn wiederfand. Dann aber sprach er mit einer Wärme und Innigkeit, wie er es nur selten tat. Es galt allein dem reuigen und großen Sünder dort unten im Kirchenschiff, dessen Rechte nachläßig auf dem Kolben der Pistole ruhte, während die Linke mit Andacht das Gesangbuch hielt. Und tatsächlich schienen die erbaulichen und besinnlichen Worte von der Ausgießung der göttlichen Gnade auf keinen unfruchtbaren Boden zu fallen, denn der Kopf des Räuberhauptmanns sank tiefer herab. Grenzenlose Zerknirschung breitete sich über seinem Gesicht aus. Diese augenfälligen Zeichen der Reue erfüllten den guten Pfarrer mit Stolz. An einer zu Herzen gehenden Stelle erhob sich plötzlich Schinderhannes, richtete noch einen langen, dankbaren Blick zu dem Prediger und verließ das Kirchlein. Es schien, als ob Tränen der Rührung in den Augen des bekehrten Sünders glänzten. Da schloß auch Pfarrer Mörschlein die Pfingstpredigt: „... ein großer Sünder war gekommen, aber ein reuiges Menschenkind ist gegangen: das Pfingstwunder ist gescheh'n!“ Von der sieghaften Gewalt dieser Worte erwachte auch der fromme Gendarm Moulinet. Als er aber nach dem Schläfchen in die Tasche griff, um die gewohnte Prise zu nehmen, vermißte er seine wertvolle, goldene Tabatiere ... Sie war gestohlen. Da fluchte er höchst unchristlich ...

Noch am selben Tage klingelte ein Bote am Pfarrhaus. In einem großen Korb hatte er zwanzig Flaschen Wein, einen Schinken und etliche Würste. „Dies schickt Euch unser Chef, der Schinderhannes, weil er ihm so schön gepredigt habt, Hochwürden!“

Pastor Mörschlein war erstaunt, gerührt, erfreut. „Ist es auch ehrlich erworben?“ fragte er. — „Jawohl, Hochwürden! ... und hier ist noch ein Brief vom Schinderhannes.“ Da ging Pastor Mörschlein an seine eichene Kommode und entnahm ihr zwei Louisdor, die er dem Boten mit der Weisung überreichte, sie seinem Herrn abzuliefern, damit er mit ihnen das neue, sündenfreie Leben ohne Raub und Diebstahl beginnen könnte.

Als der Überbringer fort war, las Pfarrer Mörschlein den Brief: „Hochwürden!“ schrieb Schinderhannes, „Alldieweil Ihr mich großen Sünder auf einen rechten Christenweg zurückgeführet, soll Euch das beigesandte Präsent untertänigst offerieret sein, das ich selbsten mit Gottes Hülf und großer Müh Eurem Küster genommen hab'. Denn derselbe ist ein schlimmer Erzspitzbub. Das wollte ich Euch noch kund und zu wissen tun. Den Wein und die Wurst, so ich ihm zurückgenommen, hat er doch bei Euch gestohlen ... Euer reuiger und bekehrter Johannes durch den Wald †††, genannt Schinderhannes.“

Lange sann Pfarrer Mörschlein über den Brief nach. Er wußte nicht, ob er lachen oder schelten sollte. In die Qual der Entscheidung klang das Pochen des Küsters, der sofort mit Entrüstung von dem Diebstahl zu erzählen begann, der ihm just widerfahren. Er war so aufgeregt, daß er noch nicht einmal den leichten Ton des Spottes und der Enttäuschung fühlte, der in der Stimme des Geistlichen mitschwang, als der zu ihm sagte: „Geh nur in die Stube, da stehen deine Sachen .... Ein guter Engel hat sie gebracht. Ich habe ihm auch dafür zwei Louisdor gegeben ... Aber, was ich noch sagen wollte: Wir beide werden uns doch in diesen fährlichen Zeiten bessere Schlösser an unsere Keller machen lassen müssen, wo so viel Diebe im Lande sind ... Meinst du nicht auch, Küster?“

Weltgeschichte in Braunau verzeichnet.

Unbekannte Erinnerungen der Goethe- und Napoleonzeit.

Aus den Papieren eines Braunauer Stadtpfarrers

erstmalig mitgeteilt von Fritz Ebers.

Die kleine Stadt Braunau am Inn hat als Geburtsort des Führers über Nacht Weltberühmtheit erlangt. Nun haben sich im Nachlasse des Schriftstellers, Geheimrats und Theaterdirektors, Julius Graf von Soden, interessante Tagebuchblätter eines Braunauer Pfarrers, Franz Tschaumer, gefunden, die über das Weimar von 1803 und die Tragödie des Buchhändlers Palm in Braunau wertvolle Aufschlüsse geben. Franz Tschaumer studierte im Anfange des 19. Jahrhunderts zu Jena Theologie und sein Vater, Josef Tschaumer, war Totengräber in Braunau. Soden selbst war mit Braunau durch den Mord an seinem Freunde Johann Philipp Palm in Verbindung gekommen. Palm hatte des Grafen flammende Flugschrift gegen den Unterdrücker Deutschlands, Napoleon,: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ vertrieben und war deswegen von dem Korsen zum Tode verurteilt worden. Wir geben die interessanten Niederschriften des jungen Theologen Tschaumer im folgenden unverändert wieder.

Kegelpartie mit drei Olympiern.

„Am 20. August 1803 wanderte ich (Tschaumer) als junger Student von Jena nach Weimar, um mir diese so viel gepriesene Stadt einmal anzusehen. Beim Umherwandern in Weimar geriet ich am Spätnachmittage in eine ländlich aussehende stille Straße, deren Häuser mit schattigen Gärten umgeben waren. Es war sehr heiß gewesen und sehnte ich mich so mit meinem tüchtigen Durst nach einem kühlen Trunk. Da vernahm ich heiteres Lachen, das Rollen von Kegelkugeln und dachte mir: „Aha, da muß wohl eine Wirtschaft sein!“, und trat in die offenstehende Gartentüre zur Kegelbahn zu. Ich sah hier auf Bänken und Stühlen eine lustige Gesellschaft von Damen versammelt, die ihren Männern bei deren Kegeln amüsiert zusahen.

Lebensraum

Hart ist das strenge Land
auf dem wir stehn.
Der Glaube, der uns band,
wird nicht vergehn.

Hart greift des Schicksals Hand
in uns hinein
und rüttelt an dem Land:
„Es geht ums Sein!“

Die Väter standen hier,
vertrotzt, verquält.
Ihr Erbe tragen wir,
dem Land vermählt.

Es ist, wie's immer war:
Die Nacht verrinnt ...
Das Land, das dich gebar,
trägt einst dein Kind.

Rudolf Witzany

aus: „Sudetendeutschtum. Bericht und Bekenntnis“ von Gottfried Rothacker. Verlag Albert Langen · Georg Müller in München.

„Da ist ja eine sehr nette Sommerwirtschaft!“ dachte ich bei mir, denn die Gesellschaft sah auch merkwürdig anständig aus! Ich entsann mich auf einen Ausspruch meines Großvaters seelig:

Merk dir, jung, die alte Regel:
Gute Menschen schieben gerne Kegel!

Ich trat also kurz entschlossen ein, ging in die Laube, setzte mich dort an den Tisch und rief: „Heda, Wirtschaft! einen Krug Bier, wenn ich bitten darf!“

Jetzt wandte sich die ganze Gesellschaft mir erstaunt zu, ja, es schien mir sogar, als ob die Damen zu kichern anfingen. Ich behauptete aber ruhig meine Würde, zog Pfeife und Tabaksbeutel aus der Tasche und begann mir ein wohlschmeckendes Kraut zu entzünden. Als ich damit fertig war und die Pfeife lustig dampfte, brachte mir — mir schien es die Wirtstochter zu sein — ein junges Mädchen einen vollen Krug Bier.

„Danke schön!“ beeilte ich mich zu sagen. „Was ist das für Bier?“

„Weimarisches!“ belehrte mich die Kleine.

Ich nahm einen tiefen Schluck und fand es ausnehmend gut.

„Ja, wir haben immer das Beste im Hause!“ erklärte das Mädchen stolz und lief dann wieder zu den anderen Damen, die, wie es mir schien, noch mehr kicherten wie zuvor.

Während ich behaglich meine Pfeife paffte und mir das Bier vortrefflich munden ließ, beobachtete ich die Herren beim Kegelspiel. Alle drei zogen meine größte Aufmerksamkeit auf sich. Der Eine war ein stattlicher, schöner Mann von imponierendem Wesen, der Zweite ein kleiner, schon ältlicher, aber außerordentlich lebhafter Herr mit freundlichem Gesicht und blitzenden, schalkhaften Augen. Der Dritte — scheinbar der Wirt —, war ein langer, schmächtiger Mann von kränklichem Aussehen. Man merkte es ihm an, daß er für alle anderen Dinge mehr Talent besitzen möge als zum Kegelspiel. Meistens schob er nebenbei, Ratzen. wie man so sagt oder Pudel-Sachsen. Das machte den Damen scheinbar riesigen Spaß, denn jedesmal, wenn ihm das Mahleur passierte, riefen sie vergnügt: „Pudel! Pudel!“

Ich konnte sein erbarmungswürdiges Spiel nicht länger mitansehen, trat zu den drei Kegelbrüdern hin und erlaubte mir, den langen, blassen Herrn Ratschläge zu erteilen, wie er die Kugel anfassen müsse, um auch Treffer zu erzielen.

„Ei“, erwiderte der Große lächelnd, „es scheint, Sie verstehen sich auf das Kegelschieben?“ Ich nickte bejahend. Jetzt fing er an, mich neugierig auszufragen, woher ich sei, wie ich heiße und was ich treibe.

„Sie sind wohl noch nicht lange in Jena?“ frug er mich endlich. Ich erwiderte ihm, daß ich erst vor einigen Tagen dort angekommen sei und ich sogleich Weimar aufgesucht habe, wo so viele große Geister leben.

„Möchten Sie sie nicht einmal zu sehen bekommen?“ fragte der Herr Wirt weiter. Natürlich hätte ich das gerne gemocht, aber solche Herren sind doch für unsereinen unerreichbare Gestirne. Der Herr lächelte merkwürdig darauf und sagte:

„Vielleicht können Sie hier für mich eintreten, ich fühle mich etwas ermüdet!“

Mit Freuden war ich bereit, denn Kegeln war schon immer meine Passion. Ich nahm also alle Kraft zusammen und ließ die Kugel spielgerecht die Bahn lang rollen.

„Alle Neune!“ rief der Junge unten, der die Kegel immer wieder aufzustellen hatte. Die jungen Damen waren begeistert und klatschen in die Hände. So kegelte ich eine halbe Stunde lang mit den anderen beiden Herren und gewann für meinen Auftraggeber die Partie, die dieser eigentlich schon verloren gegeben hatte. Plötzlich rief uns das junge Mädchen zu Tisch. Ich blickte mich um und

sah in meiner Laube eine Tafel gedeckt und reichlich besetzt mit allen möglichen Speisen und Getränken. Solch ein reicher Tisch schien mir denn aber meine magere Geldkatze zu übersteigen. Ich zog also meine Börse um zu zahlen.

„Ei, was fällt Ihnen ein? Lassen Sie doch Ihr Geld stecken", rief da aber der blasse Herr. „Wo glauben Sie eigentlich, wo Sie sich befinden?" Selbstverständlich antwortete ich, daß ich mich in einer Gastwirtschaft wähne. Nun lachten aber auch die Herren.

„Sie halten mich für einen Gastwirt?" fragte der Blasse, sichtbar belustigt. Ich zuckte verlegen die Achseln, da ich wohl merkte, daß ich hier wohl falsch geraten hatte.

„Ich bin kein Gastwirt, Herr Tschaumer, ich bin ein deutscher Dichter und heiße Schiller!"

Na, wenn ich jemals in meinem Leben einen freudigen Schreck bekommen habe, so geschah es damals. „Sie glauben es wohl nicht?" fragte man mich weiter, und ehe ich etwas erwidern konnte, sagte der große Herr:

„Es ist die reinste Wahrheit, die ich nur bestätigen kann, mein Name ist — Goethe!"

„Und ich bezeuge gleichfalls die Richtigkeit!" rief jetzt der kleine Herr aus vollem Halse lachend. „Mein Name ist Wieland!"

Ich wäre am liebsten in die Tiefe gesunken. Daß ich so unvermutet die größten Dichter Deutschlands hier plötzlich vor mir sah, schien mir erst nur ein Traum, aus dem mich allerdings die jungen Damen bald aufrüttelten, indem auch sie wieder die Wahrheit der drei Herren bezeugten und mich übermütig zu Tische führten. Man kann sich denken, wie ich mein gütiges Geschick pries, den großen Männern auf eine solche merkwürdige Weise begegnet zu sein? Jedenfalls begeisterte mich nun der süffige Rheinwein, den es zu trinken gab, zu einem Liede, das ich zu Ehren meines blassen „Wirtes" mit seinem unsterblichen: „Lied an die Freude" anstimmte. Da ich damals einen schönen Tenor hatte, waren alle sehr begeistert von meinem Vortrage. Sicher begeisterter als meine Braunauer Gemeinde, wenn ich mit zumeist heiserer Stimme ein gregorianisches Chorlied anstimmte. „Sie besitzen ja einen wahrhaft herrlichen Tenor!" sagte Goethe zu mir. „Sie sollten Sänger werden! Bleiben Sie hier, ich lasse Sie ausbilden!"

Leider oder Gott sei Dank mußte ich Exzellenz diesem Vorschlag ein Nein entgegensetzen, da ich ja von meiner Gemeinde ein Stipendium erhalten hatte, an das die Bedingung geknüpft war, Geistlicher zu werden.

Noch spät in der Nacht suchte ich mein bescheidenes Wirtshaus auf, konnte aber nicht einschlafen, so sehr hatte mich mein Abenteuer aufgeregt!

So starb ein Held.

Die Schilderung, die Tschaumer in einer weiteren Aufzeichnung in sein Tagebuch eintrug, ist weit ernster und beruht auf einer mündlichen Erzählung seines Vaters, da der junge Student die unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt mitstritt und zu der Zeit nicht in seiner Heimat anwesend war.

„Am 26. August 1806 rief der Stadtpfarrer Thomas Pöchel meinen Vater zu sich und gab ihm die traurige Weisung, im Freythofe sogleich ein Grab zu öffnen, da die Franzosen heute noch einen kürzlich hierher gebrachten Buchhändler Palm aus Nürnberg erschießen wollten. Mein Vater war kaum nach Hause gekommen, als ein Sergeant unsere elterliche Wohnung betrat und meinem Vater in schlechtem Deutsch den Befehl des Kommandanten überbrachte, daß nämlich der Mann, den sie heute erschießen würden, sogleich auf dem Richtplatz eingeschart werden solle.

Es mag um zwei Uhr nachmittags gewesen sein, als mein Vater mit seinen Gehilfen auf der äußersten Bastei der österreichischen Seite zu als dem ihm bezeichneten Richtplatze mit Krampe und Schaufel ankam. Da sah er schon von der Stadt her ein französisches Regiment anmarschieren. In ihrer Mitte saß der Verurteilte auf einem Vorspannswagen. Er sah blaß aus, hatte verweinte Augen und war im ernsten Gespräche mit den bei ihm auf dem Wagen stehenden Geistlichen Pöchel und Gropp.

Lautlos kam das Regiment auf dem Exekutionsplatze an, auf dem sich außer mir und meinen Helfern, kein neugieriger Zeuge befand. Die Truppe formierte ein Viereck, dessen hintere Seite gegen Österreich offen blieb.

Jetzt hielt der Vorspannswagen stille, Palm sprang behende herab und übergab sein von Tränen durchnäßtes Schnupftuch einem der Geistlichen mit der Bitte, es seiner unglücklichen Frau zu senden. Dann trat er festen Schrittes gegen die äußere Mitte der offen gelassenen Frontseite, wo ihn ein aus mehreren Soldaten und einem Offizier bestehendes Peleton bereits erwartete. Einer von den französischen Schergen trat vor, verband Palm die Augen. Dann kniete er nieder, die Soldaten schlugen auf ihn an und auf des Offiziers Zeichen knallten die französischen Büchsen.

Palm stürzte rücklings nach hinten über, war aber noch nicht zu Tode getroffen. Es trat eine entsetzliche Pause ein, die nur das Gestöhne des Schwerverwundeten schauerlich unterbrach. Da warf sich Pfarer Pöchel zu ihm auf die Erde nieder und schrie laut und wiederholt: „Jesus Maria, stehe mir bei!"

Zu gleicher Zeit beschwor Gropp den zu Pferd die Exekution kommandierenden Offizier, dieser qualvollen Szene ein Ende zu machen. Erst eine zweite Salve erlöste den armen Palm.

Ich habe diese Schilderung meines Vaters mein ganzes Leben lang nicht vergessen können und den schon immer gehegten Haß gegen die französische Willkürherrschaft auch fürderhin immer aufs Neue berechtigt gefunden. Wir Deutschen haben nun einmal mit diesen Welschen nichts gemein."

Paul Beneke von Danzig.

Nach der Chronik des Reimar Kock erzählt von Gustav Freytag.

Gott weiß, daß mich in der Geschichte nichts höher erfreut, als wenn ich lese, daß eine deutsche männliche Tat getan und ein kühnes, unverzagtes Herze erwiesen ist, wie von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, bei allen Chronikschreibern gepriesen wird. Derenthalben will ich einem deutschen Helden die Ehre antun und seine Historia mit aller Umständlichkeit treulich beschreiben, wie ich sie in vielen Chroniken geschrieben finde, wiewohl ich billig dieselbe hätte mit anderem übergehen können.

Davon ist viel gesagt und geschrieben, daß die Englischen großen Mutwillen trieben gegen alle Osterstädte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Tageleistungen derselben geschehen sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht geraten. Deshalb wurden die Osterstädte genötigt, Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kauffahrt vor den Englischen bewachen mußten. Dazu war der Hader so heftig, daß, wenn auch Tageleistungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern so weh tat als er konnte. Da begab es sich, daß die Englischen ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes" heißen mußte, und sie ließen sich hören, sie wollten damit die ganze See überwachen und die Osterlinge zwingen.

An dies große Schiff der Englischen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlogschiff führte, und kam mit den Englischen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es seinen Herren nach Danzig. Ein Rat von Danzig bemannte in der Eile das Schiff und setzte einen Ratmann darauf als Hauptmann. Aber da die Englischen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See spazierten, trauten sie dem Schiff in der See nicht in Sicht zu kommen. Also waren die von Danzig mit diesem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen Profit schaffen, deshalb liefen sie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Ratmann das Schiff und setzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen segelte und vor die Weichsel bringe. Darauf reiste der Ratmann über Land nach Hause.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günstig war, lief unter die Küste von Flandern, in Hoffnung einer guten Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wissen, daß zu Brügge etliche Florentiner, welche damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Englischen großes Geld genommen hätten, damit sie unter ihrem Namen englisches Gut nach England verschiffen möchten, und daß sie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die sie mit Geschütz und Volk mächtig gerüstet und dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bliebe, hätten sie Welsche und Florentiner darauf gesetzt.

Als dies Paul Beneke hörte, trug er Verlangen, die Galleye zu besehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergeflossen käme. Paul Beneke näherte sich der Galleye, bot ihnen seinen Gruß und frug, woher sie kämen und wohin sie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der Galleye, ein Lombarde, welcher der Padrone genannt wurde, gab ihm eine spöttische Antwort: Was er darnach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen sowohl in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wohl sonst schon Leute gesehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ sich bedünken, der Deutsche mit seinem Schiff müßte dem Welschen wohl weichen.

Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deshalb sprach Paul zu dem Lombarden, er sollte die Flagge streichen und die Güter von sich geben, die nach England zu Haus gehörten. Und wenn er nicht in gutem wollte, so sollte er dennoch streichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Diese Worte achtete der Welsche für große Torheit, daß der Deutsche aus seinem Schiffe dem Welschen in so großer unangreifbarer Galleye dürfte so trotzige Worte geben. Deshalb achtete der Welsche den Deutschen nicht wert, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und sein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welschen eine Zeit lang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiffe sah, daß die Welschen in der Galleye an Geschütz und Zahl des Volkes überlegen waren, wurden sie zaghaftig und wichen mit dem Schiff zurück. Da dies die Welschen sahen, riefen und schrien sie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Mut zu seinen Preußen an und sprach: „Och, Gesellen, wat do wi nu? Wat will hirut werden? Wo willen unde konnen wi dat verantworden? Nun wollte ich doch, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen ansehen muß, daß so mancher ehrliche deutsche Kriegsmann und Schiffsmann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Ursache, was macht uns so verzagt? Wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unseren Feinden für unseres Vaterlandes Freiheit gestorben und zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unser Leben lang tragen sollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und nachschreien: Das sind die, die sich von den Welschen haben verjagen lassen. Gedenkt doch, welch einen Mut unsere Feinde, die Englischen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutschen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach, hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre besser, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welschen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch gesagt: Brüder, da wäre wohl eine gute Beute vorhanden, aber sie will Arbeit kosten, wollet ihr wie ich Ernst anwenden, sie sollte uns nicht entgehn, aber unerschrockene Herzen und Fäuste wollen dazu gehören. Die Galleye ist groß, dazu als ein unförmlich Biest anzusehen, das ihr nicht gewohnt seid, viel größer als unser Schiff, dazu mit vielem Volk und Geschütz ausgerüstet; aber es sind Welsche und keine Deutschen. So wir aber unsern Vorvätern nach mit Herz und Faust wollten Deutsche sein, so sollte uns die Beute nicht entgehn und unser Lebtag uns gut tun. Da riefet ihr alle, man sollte an euch nichts anderes finden, als was deutschen Männern wohl ansteht; ach großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören, daß Welsche uns nachrufen: So soll man die deutschen Hunde jagen! Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher eher sterben als so etwas hören?"

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke seinem Volk das Blut wieder warm, daß sie sprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch viel versehen; daß wir eine Wendung getan, kann uns viel und unseren Feinden nichts nützen. Laßt uns also unsere Sache fleißig beschicken, wie uns das am profitierlichsten ist, wir sind doch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welschen, sie sollen Hunde vor sich finden, die nicht laufen, sondern weidlich beißen können, sie sollen diesen Tag mit Gottes Hilfe unser sein, und wären der Welschen auch noch so viel, oder wir wollen alle sterben."

Als Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Schiffsleute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er sie auch nicht weiter verbittern, sondern er gab dem Schiffer gute Worte, daß er das Schiff an die Galleye steuern ließ. Da entfiel den Welschen der Mut, und da begannen sich die Preußen als Deutsche zu beweisen, unverzagt wie die Löwen zu den Welschen hinzudrängen und zu schlagen, und ehe die Welschen sich des versahen, waren die Deutschen bei ihnen in der Galleye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen sein Wunder sehen, wie der große Padrone von der Galleye, der zuvor alle Deutschen fressen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anbeteten. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen; denn wiewohl die Welschen nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das edle deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Barmherzigkeit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demütigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entstand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffsvolk wollte gar nicht gestatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden sollte. Weil des Gutes so viel darin war, viele tausend Gulden an Wert, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zuteil werden; denn sie wußten, daß ein Rat von Danzig als Reeder des Schiffes die Hälfte für sich nehmen würde. Außerdem befürchtete das Volk, es würden so viele Briefe und Schriften hinterher kommen, daß sie wohl nichts von der Beute kriegen würden. Diese und andere Ursachen mehr stellten sie dem Hauptmann vor, daß sie ganz und gar nicht nach Danzig wollten, und wiewohl Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutschen ansteht, seinem Herrn stets Treue zu beweisen, so konnte er doch das Volk nicht überreden, sondern sie blieben bei ihrem Vorsatz und liefen mit der Galleye und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Bischof von Bremen Geleit, damit sie die Beute teilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deshalb legten sie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rat von Stade, denn ein Rat von Hamburg wollte sie nicht geleiten. So boten sie die Beute zu Kauf, aber sobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten, daß niemand von den genommenen Gütern kaufen sollte; aber weil sie guten Kauf gaben, kriegten sie dennoch Käufer, wiewohl es hoch verboten war.

Paul Beneke teilte die Beute, also daß er die Hälfte wegen des Rats zu Danzig empfing, die andere Hälfte teilten die Leute und wurden alle reich. Also brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rat nach Danzig.

Nicht lange darnach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief sandte an den Rat von Danzig, dieses Inhalts: Er wollte von denen in Danzig all dies Gut bezahlt haben, oder so jemand von Danzig in sein Land käme, denselben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten sich nicht groß an das Schreiben.

Diese Historia habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß die guten Städte viele solcher Hauptleute hätten, die sie in der Not gebrauchen könnten. — Aus dieser männlichen Tat des Paul Beneke entstand so viel, daß die Englischen den deutschen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte schreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht ansetzen, sie wollten sich in allen Dingen billig finden lassen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann schrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und so ward der Fehde ein Ende, die so manches Jahr gewährt, und die Englischen mußten geben den deutschen Kaufleuten für ihren Schaden 10 000 Pfund Sterling, d. i. 60 000 rheinische Gulden, der Gulden zu 24 Schillinge.

Choral vom neuen Leben.

Nun stehe auf, du gläubige Schar,
Das Licht ist wiederkommen!
Zur Blüte treibt das junge Jahr,
Im Frühling stellt sich Gott uns dar,
Und Freude soll uns frommen.

Im freien Wasser springt der Fisch,
Die Wälder sind voll Singen,
Die Amseln flöten im Gebüsch,
Nun soll in jedem hell und frisch
Ein neuer Mensch durchdringen.

Wirf deine Sorgen ab von dir,
Und glaub dem frohen Leben!
Gott will die Freude, will, daß wir
Die Erde lieben und schon hier
Uns herzlich gern vergeben.

Sei wieder Mensch, dem Menschen gut,
Daß jeder froh sich rege,
Wie wohl uns allen Sonne tut!
Wir sind mit neuem Lied und Mut
Auf unserm Wanderwege.

Herybert Menzel.